

JULL



KUNST UND BAU

EIN LEHRSTUHL FÜR KUNST – KEINE FIXEN KUNSTWERKE

An der Berufsfachschule Baden (BBB) setzt man sich seit 2011 regelmässig mit Kunst auseinander. Das Kunst und Bau-Prozent machts möglich.

VON NADJA BALDINI
SEITE 24/25

DEBATTE UM KUNST IM ÖFFENTLICHEN BAU

Kunst und Bau-Projekte werden im Aargau stützend auf das Kulturgesetz in Zusammenhang mit Neubauten realisiert. Ist es an der Zeit, Kunst im öffentlichen Raum neu zu denken?

VON ANDRINA JÖRG
SEITE 26/27

FEDERLESEN

WALTER TSCHUDIN UND DANIEL ROBERT HUNZIKER
ÜBER KUNST UND BAU
AUFGEZEICHNET VON EVELYNE BAUMBERGER
SEITE 28/29

BILDSCHIRM

ROLAND HERZOG
SEITE 30–33

HIMMEL & HÖLLE

IMMOBILIENBLASE
VON JENS NIELSEN
ILLUSTRATION VON SIMONE BISSIG
SEITE 34/35

KLEIN & FEIN

KOSMOS
KUNSTSCHAUFENSTER
SEITE 36

TAUCHSIEDER

AUF DEM LAND (FREIAMT)
VON CHREGI HANSEN
SEITE 37

Kunst gibt es nicht nur in Museen und Galerien, sondern auch im öffentlichen Raum, auf Plätzen, in und an Gebäuden. Kunstwerke, die für Verwaltungsgebäude, Bildungseinrichtungen, Firmen, Spitäler, Kirchen geschaffen worden sind, treten uns im Alltag oft entgegen. Diese Kunst entsteht in einem Spannungsfeld, das sich vom eigentlichen Kunstschaffen unterscheidet: Sie entsteht meist nach Durchführung eines Wettbewerbs aufgrund eines Auftrags und in Zusammenarbeit mit Bauherrschaften und Architekturbüros und findet nach der Realisierung ein breiteres Publikum als Kunstwerke in Museen und Galerien.

Ohne Rücksicht auf lokale Alltagskultur und landschaftliche Gegebenheiten sind in den vergangenen Jahrzehnten architektonische Riesen entstanden, sechsspurige Autobahnen, hysterische Vorstadtsiedlungen, Wohn- und Bürotürme. «Guter» Kunst und «guter» Architektur gelingt es, einen Ort aufzuladen und Identität zu stiften. Kunst dient somit der Individualisierung eines sonst fast schon weltweit auswechselbaren Siedlungsbildes.

In totalitären Regimes wird Kunst im öffentlichen Raum grosszügig als Mittel der Propaganda für politische Zwecke benutzt, im Kapitalismus scheint sie auf den Hund zu kommen, vor allem wenn Geschäftsinitiativen und Stadtmarketing den öffentlichen Raum gestalten, und je nach Stadt und Saison Bären, Löwen, Kühe die Fussgängerzonen der Innenstädte mit schlechtem Geschmack verbarrikadieren.

In offenen Gesellschaften lösen Kunstwerke im öffentlichen Raum hin und wieder Kontroversen aus. Kunst kann provozieren, gerade weil der öffentliche Raum von Menschen mit unterschiedlichem Grad der Vertrautheit mit Kunst begangen wird. Doch Kunst ist nicht Kunst, wenn sie einfach nur gefällig ist. Als Richard Serra 1981 seine Skulptur «Tilted Arc» auf dem Federal Plaza in New York aufstellte, eine 37 Meter lange und 3 Meter hohe geneigte Stahlwand, die die Sicht und die Überquerung des Platzes teilweise blockierte oder erschwerte, erhitzen sich die Diskussionen, die zu Protestaktionen führten, was 1989, ironischerweise im Jahr, als die Berliner Mauer fiel, nach langwierigem Gerichtsprozess darauf hinauslief, dass die Stahlskulptur demontiert werden musste.

Jüngste Entwicklungen der Kunst im öffentlichen Raum setzen weniger auf die grossen avantgardistischen Skulpturen, die starr den Raum markieren, als vielmehr auf Community-Kunst und Vermittlung. Geht es mehr denn je um die Förderung des gesellschaftlichen Engagements und um mögliche Lösungen für soziale Probleme? Finanzpolitische Fragen spielen sicher mit – und Nachhaltigkeit. Die Herausforderung ist, mit Kunst auf die Bedürfnisse im öffentlichen Raum zu reagieren.

Andrina Jörg, Madeleine Rey, Redaktion



Belastungstest 1953.
Neue Treppe im Belastungstest mit den Lehrlingen
beim Wohlfahrtshaus für Arbeiter der BBC.

Foto: Historisches Archiv ABB Schweiz



Belastungstest 2012.
Belastungstest mit Berufslernenden der Berufsfach-
schule BBB, ehemaligen BBC-Lehrlingen, Kinder des
ABB-Kinderhorts und Künstlern des Kunstlehrstuhls.

Konzept und Idee: Christian Ratti
Foto: Kunstlehrstuhl, Ayse Yavas

EIN LEHR- STUHL FÜR KUNST – KEINE FIXEN KUNSTWERKE

VON NADJA BALDINI

An der Berufsfachschule Baden (BBB) setzt man sich seit 2011 regelmässig mit Kunst auseinander. Das Kunst und Bau-Prozent macht's möglich.

Meist versteht man unter Kunst und Bau künstlerische Installationen und Skulpturen, die im Dialog mit der baulichen Umgebung stehen und einen anderen Blick auf die Architektur und ihre Nutzung ermöglichen. In Baden wurden die gesetzlichen Rahmenbedingungen des Kulturprozents für Kunst und Bau offener ausgelegt: Man entschied sich gegen eine nachträgliche «Verschönerung» und lancierte mit dem Kunstlehrstuhl ein Modell, das in dieser Form in der Schweiz einzigartig ist. Für acht Jahre entsteht an der Berufsfachschule ein künstlerisches Bildungsangebot. Im Rahmen von Workshops, Gesprächen und Aktionen mit Kunstschaffenden werden Lernende und Lehrende eingeladen, einen veränderten Blick auf das Gewöhnliche zu wagen und neue Horizonte zu erkunden. Idealerweise entsteht in der Begegnung mit Kunst ein neuer Handlungsraum, indem Vertrautes mit Unge- wohntem verknüpft werden kann. Die Berufsschüler erhalten die Möglichkeit, sich mit ihren eigenen Ideen und Visionen einzubringen.

Das Thema «Arbeit» bildet die Grundlage für das kuratorische Konzept der ersten vier Jahre. Damit knüpft der Kunstlehrstuhl an den Ort der BBB an, der mit der Geschichte und Nutzung des ehemaligen Fabrikareals durch die Firma Brown Boveri & Cie. (heute ABB) ein wichtiges Kapitel der Schweizerischen Arbeitsgeschichte verkörpert. Unter dem Titel «Baden + Arbeiten» soll ein Diskurs stattfinden, der sich mit dem Wandel, den Bedingungen und Strukturen der aktuellen Arbeits- und Lebenswelten auseinandersetzt. Was prägte die Arbeit in der Vergangenheit? Wie verändert sich der Alltag, wenn sich Arbeits- und Freizeit zunehmend vermischen? Welche Rolle übernimmt die Kunst in einer Zeit, in der das Kreative zu einer wichtigen Produktivkraft der Wirtschaft geworden ist? Und welche alternativen Entwürfe lassen sich für die Zukunft denken? Der Kunstlehrstuhl lädt Künstler/innen ein, sich mit den auf Vergangenheit, Gegenwart

und Zukunft gerichteten Fragen auseinanderzusetzen und eigens für Baden entwickelte Projekte für und mit den Schülerinnen und Schülern zu realisieren.

Die erste Aktion führte der Künstler Christian Ratti im Sommer 2012 durch. Er lud Berufslernende der ABB, ehemalige Lehrlinge der BBC, die Kinder der ABB-Kinderkrippe sowie Künstler ein, sich erneut auf die Wendeltreppe des Gebäudes am Martinsberg zu stellen und den historischen Belastungstest von 1953 zu wiederholen. Mit seiner künstlerischen Intervention hat der Gastkünstler die Vergangenheit in unser Bewusstsein gerückt und gleichzeitig ein generationsübergreifendes Bild der Gegenwart geschaffen.

Für das Arbeiten mit den Schülerinnen und Schülern hat sich der Kunstlehrstuhl temporär im ehemaligen Garderobenraum des Gemeinschaftshauses Martinsberg niedergelassen. Darin hat der Künstler Beat Huber eine Raumstruktur entworfen, die sowohl als Werkraum wie auch als Ausstellung genutzt werden kann. Aktuell hat der Künstler und Grafiker Eric Andersen den Raum in eine Druckwerkstatt umfunktio- niert und bietet den Berufslernenden die Gelegen- heit, mit verschiedenen Drucktechniken zu experimen- tieren und eigene Wünsche und Arbeitsideen gestalte- risch umzusetzen.

Der Fokus im nächsten Jahr liegt ganz auf der Gegenwart. Das Künstlerduo Uta Weyrich und Eva Paulitsch wird auf der Basis von Handyfilmen der Schüler/innen eine Multimedia-Installation realisieren und damit die Lebenswelten der Jugendlichen inte- griieren. Als Mitautoren werden sie zu einem aktiven Teil des Kunstwerks.

Die grosse Chance des Pilotprojekts «Kunstlehr- stuhl» liegt darin, neue Formen und Formate von Kunst und Vermittlung zu erproben. Durch künstleri- sche Positionen, die bewusst ins bestehende System eingreifen, stellt sich die Frage gesellschaftlicher Wirksamkeit neu. Mit der Entscheidung, das Kunst und Bau-Prozent nicht in ein traditionelles Kunstwerk vor Ort zu investieren, sondern innovative, partizi- pative Projekte zu realisieren, öffnet sich ein neues Kommunikationsfeld und damit eine Vielzahl von Möglichkeiten, Kunst zu begegnen und zu erleben.

Nadja Baldini ist seit 2011 als Kuratorin des Kunstlehrstuhls an der Berufsfachschule BBB tätig. Sie ist Kunsthistorikerin und lebt und arbeitet als freie Kuratorin in Zürich.

DEBATTE UM KUNST IM ÖFFENTLICHEN RAUM

VON ANDRINA JÖRG

Kunst und Bau-Projekte werden im Aargau stützend auf das Kulturgesetz in Zusammenhang mit Neubauten realisiert. Ist es an der Zeit, Kunst im öffentlichen Raum neu zu denken?

Soll sie schmücken und das Leben verschönern oder darf sie niemals blosses Schmuckwerk sein? Muss sie sich behaupten, provozieren, in Räume eingreifen oder kann sie sich gar assimilieren und in Form von bunten Vorhängen daherkommen? Welche Anmutung Kunst im öffentlichen Raum hat, welche Rolle ihr auf öffentlichen Plätzen, in Schulhäusern, in Unterführungen, an Brücken oder Tiefgaragen zugewiesen wird und welche Inhalte sie transportieren soll, ist eine gesellschaftliche Definitionssache. In unserem Kanton ist es so, dass das staatliche Geld für künstlerische Auftragsarbeiten im öffentlichen Raum seit dem Inkrafttreten des Aargauer Kulturgesetzes von 1968 fast ausschliesslich an die Aktivitäten des Bauwesens gekoppelt ist: Das Reglement empfiehlt, einen gewissen Prozentsatz der Erstellungssumme öffentlicher Neu- und Umbauten für Kunst am Bau (heute gleichberechtigter Kunst und Bau genannt) einzusetzen.

Eine Folge dieser kantonalen Handhabung ist, dass Fragen zu Sinn, Zweck und Ausgestaltung der Kunst im öffentlichen Raum praktisch nur dann gestellt werden, wenn ein grösserer Bau geplant wird. Also projektartig und punktuell und von diversen und oft auch ad hoc zusammengesetzten Gremien auf den jeweils dafür verantwortlichen kulturpolitischen Ebenen. Eine seit 1983 bestehende Kommission (Kommission Kunst im öffentlichen Raum, KKiöR) begleitet die anfallenden Kunst und Bau-Projekte kantonaler Bauten. Die Kommission hat darüber hinaus jedoch keinen weiteren Auftrag. Es gibt also kaum Initiativen, die Kunst im öffentlichen Raum losgelöst von einzelnen Bauvorhaben zu denken.

Darf die Kunst der städtebaulichen Landschaft ihren eigenen Kommentar entgegenhalten oder soll sie sich doch besser dem Gestaltungswillen des Architekten annähern? Sollen sich Kunstwerke im öffentlichen Raum auf eine formal-ästhetische Funktion beschränken, temporär in Erscheinung treten oder von bleibend materiellem Wert sein? Sozialkritische oder vermittelnde Aufgaben übernehmen?

Unwägbare Faktoren führen zu unterschiedlichen Ergebnissen

Meist hängen der Entscheidungsprozess und die gelungene Setzung einer künstlerischen Arbeit von vielfältigen Faktoren ab: zum Beispiel dem Interesse der Architekten und der Bauherren, der wohlwollenden Unterstützung diverser Kontaktpersonen und Verantwortlichen verschiedener Ämter wie Hochbau und Tiefbau oder dem Engagement einer Kultur- oder Kunstkommission. Die Projekte sind also nicht selten abhängig vom Goodwill einzelner Akteure, vom Abwart bis in die politischen Ämter. Jede Gemeinde und jedes Städtchen handhabt im Aargau die Kunst im öffentlichen Raum auf ihre Art, was mancherorts zu Konflikten und Komplikationen führt, etwa dann, wenn eine Brücke zwischen zwei Gemeinden erstellt wird. Die Zusammenarbeit ist kompliziert und verflochten und die Kunst, die in den Abläufen noch allzu oft den letzten Platz beim Bau eines Gebäudes einnimmt, geht manchmal schlicht vergessen. Im letzten Moment muss sie noch irgendwo angebracht werden, da in vielen Fällen die Summe reserviert ist und eingesetzt werden sollte.

Veränderte Bedingungen für die Kunst in der Öffentlichkeit

Es würde Sinn machen, die traditionelle Praxis auf die heutige Situation hin zu prüfen und konzeptuell zu überdenken, denn die gesellschaftlichen Anforderungen an Kunst im öffentlichen Raum haben sich über die Jahre verändert. Die Auffassung von staatlich subventionierten Kunstwerken an öffentlich zugänglichen Orten hat sich seit den 70er-Jahren vom autarken Objekt hin zu einem diskursiven Element entwickelt, welches einen eigenen künstlerischen und inhaltlichen Schwerpunkt in die Diskussion gesellschaftlicher Themen einbringt. Gerade im Aargau ist es in den letzten zehn, zwanzig Jahren jedoch bedenklich still

geworden, was den Diskurs um die Kunst in der Öffentlichkeit anbelangt. Auf öffentlichem Gelände muss sich die Kunst vermehrt neben der Mentalität des «anything goes» behaupten. Die gelassene Kenntnisnahme künstlerischer Formulierungen – auch wenn sie mal etwas provokativer daherkommt – produziert kaum mehr Schlagzeilen. Ab und zu gibt es ein Skandälchen, welches den Weg in die Medien findet, abgesehen davon bekommt aber ein Kunst und Bau-Projekt selten grössere Medienresonanz. Die Kunst im öffentlichen Raum scheint in der Medienöffentlichkeit in Vergessenheit zu geraten, vielleicht das Schlimmste, was ihr passieren kann. Als Kulturkapital jedoch längst entdeckt, steht sie an anderer Stelle unter dem Einfluss einer grassierenden Eventisierung, in der finanzieller Umsatz vor inhaltlicher und künstlerischer Qualität steht.

Die kulturpolitische «Wirkungslosigkeit» der Kunst im Aargau und in der Schweiz generell hat mit der Tradition der demokratischen Konsensgesellschaft zu tun, in welcher zu stark polemisierende Kunstvorschläge im Auftrag des Staates schon gar nicht zur Ausführung gelangen. Dies gilt ebenfalls für die Stadt Zürich, die als Finanzplatz im globalen Ranking der Städte weit vorne mitmisch. Im Bereich der Kunst im öffentlichen Raum hat sie für sich aber noch in den 2000er-Jahren einigen Nachholbedarf konstatiert. Seit 2001 besitzt sie nun eine Fachstelle für Kunst und Bau, welche dem Hochbaudepartement angegliedert ist. 2006 verabschiedete der Stadtrat zusätzlich ein Konzept für den verbindlichen Umgang mit der Kunst im öffentlichen Raum. Die Fachgruppe arbeitet seitdem an längerfristigen Strategien. Sie sucht die Zusammenarbeit mit anderen Departementen, aber auch mit Hochschulen, Kunstinstitutionen, Stiftungen, Firmen und Privaten und entwickelt Ideen für einen aktiven Umgang mit bestehenden Kunstwerken. Kurz, sie ist auf verschiedenen Ebenen tätig, um die Kunst im öffentlichen Raum in einen Sinnzusammenhang mit dem aktuellen öffentlichen Leben zu bringen.

Im urbanen Umfeld stellt sich zunehmend die Frage, ob es Sinn macht, den Platz, der ohnehin bis auf den letzten Quadratmeter vordefiniert und ausgelastet ist, noch zusätzlich mit gebauter Kunst zu verstellen. Hier setzt sich zurzeit vielmehr die Haltung durch, den städtischen Raum als einen sozialen, politischen, ästhetischen und wandelbaren Handlungsraum zu begreifen und ihn mithilfe verschiedener Kunstprojekte erfahrbar und befragbar zu machen. Sowohl in Zürich wie auch in den Kleinstädten im Aargau. Beim Umbau des Bahnhofs Baden wurde das Kunst und Bau-Prozent zum Beispiel für ephemere Kunstwerke wie Performances eingesetzt.

Im Gegensatz zum Bauboom der 1970er-Jahre baut der Kanton zurzeit immer weniger selber: Gebäude für den öffentlichen Bedarf werden gemietet, Schulen privatisiert, es entstehen neue Finanzierungsallianzen wie «private public partnerships», Aufgaben werden outgesouret, das heisst, der Kanton steht je länger je weniger in der Verantwortung – auch in Bezug auf die öffentliche Kunst.

Campus Windisch als Auslöser für eine Diskussion

Symptomatisch für die aktuelle Praxis mit Kunst und Bau-Projekten scheint auch die Entstehungsgeschichte des Campus Windisch zu sein: Die immense finanzielle Belastung, welche ein «Jahrhundertbau» dieser Grösse nach sich zieht, wollte der Kanton zuerst «private public partnership»-ähnlich abfedern. Eine private Firma sollte als Investorin später die Fachhochschule einmieten. In dieser Konstellation stand ein Kunst und Bau-Projekt nicht zur Debatte. Erst als der Kanton zu einem späteren Zeitpunkt beschloss, den Campus selber zu erwerben, wurde der Kunst und Bau-Kredit zum Thema. Nur war dafür bis dahin kein Geld budgetiert gewesen. Die ursprüngliche Idee, die Kunst auf dem öffentlichen Gelände vor dem Campus zu realisieren, zerschlug sich aus kulturpolitischen Gründen ebenso wie die Idee, in einem Wettbewerbsverfahren eine kunstsachverständige Person einzustellen, welche die Kunstprojekte mitsamt Rahmenprogramm hätte kuratieren sollen. Im Eiltempo wurden letztlich die fünf Innenhöfe des Gebäudes zur Gestaltung mit Kunst ausgeschrieben. Keine allzu prominente Lage für öffentliche Kunst. Und wie vielfältig sich diese Orte bespielen lassen, wird sich weisen – die Ergebnisse sind noch ausstehend.

Im Aargau werden seit dem Inkrafttreten des Kulturgesetzes immer wieder interessante Kunst und Bau-Projekte von Städten und Kanton lanciert. Gerade dank des Gesetzes hat sich mancherorts und vor allem auch auf kantonaler Ebene ein waches Bewusstsein und eine gängige Praxis entwickelt, Kunst und Bau-Arbeiten frühzeitig in den Bauprozess einzubinden. Denn je früher, desto vielfältiger und kostengünstiger sind die Möglichkeiten einer künstlerischen Intervention. Nur geschieht dies leider nicht flächendeckend, sondern immer noch viel zu punktuell, zu projektbezogen und ohne Gesamtkonzept.

Es wäre deshalb zu überlegen, im Kanton Aargau eine Stelle zu schaffen, welche die Situation der Kunst im öffentlichen Raum im Aargau im Auge behält, Projekte losgelöst von Bauvorhaben initiiert und koordiniert und dabei die strukturellen Eigenheiten unseres Kantons berücksichtigt.

Ausgelöst durch den Bau des Campus Windisch hat visarte.aargau, der Berufsverband visueller Künstlerinnen und Künstler, im Januar Fachleute zum Thema Kunst und Bau sowie Kunst im öffentlichen Raum an einen Tisch geladen. Das Anliegen ist es, die längst eingeschlafene Debatte wieder aufzunehmen und voranzutreiben und auch längerfristig in Schwung zu halten.

WALTER TSCHUDIN, ARCHITEKT, UND DANIEL ROBERT HUNZIKER, KÜNSTLER, IM GESPRÄCH ÜBER KUNST UND BAU

NACHGEFRAGT UND AUFGEZEICHNET VON EVELYNE BAUMBERGER

Walter Tschudin, ist Kunst und Bau Dekoration?

WALTER TSCHUDIN Kunst am Bau ist dann Dekoration, wenn der Künstler nicht von Anfang an beigezogen wird. In meiner Erfahrung ist Kunst am Bau in ganz wenigen Fällen schon zu Projektbeginn ein Thema. Vielleicht ist man guten Willens, dann kommt die erste Kostenoptimierungsrunde und das Erste, was weggespart wird, ist die Kunst. Dann stellt sich die andere, grundsätzliche Frage: Gibt es überhaupt Kunst am Bau? Für mich wäre «Baukunst» das viel ehrlichere Wort.

Was beinhaltet der Begriff?

WALTER TSCHUDIN Kunst sollte im Prozess integriert und nicht daran angehängt sein. In der Architektur und im Städtebau entscheidet sich schon mit der Frage, wo man einen Bau platziert, welche Volumina er hat und wie man die Strassenräume führt, ob der Bau Kunst ist oder nicht. Ich interessiere mich inzwischen fast mehr für Städtebau, Siedlungs-, Freiraum- und Strassenplanung als für den einzelnen Bau.

Daniel Robert Hunziker, kannst du Walter Tschudins Verständnis von Kunst am Bau teilen?

DANIEL R. HUNZIKER In der Geschichte stellte sich die Frage gar nicht, ob Architektur Kunst sei – Beispiele von Künstler-Architekten sind etwa Le Corbusier und Max Bill. Dass die Setzungen präzise gemacht sind, ist ein Punkt. Bei der Kunst ist das ent-

scheidende Moment, dass sie nicht funktional sein muss. Im Idealfall ist die Kunst am Bau ein Dialog mit der Architektur, wobei auch die soziale Komponente des Ortes und seiner Umgebung miteinbezogen werden sollte. Wenn eine abstrakte, formale Arbeit einen intensiven Dialog mit der Architektursprache eingeht, muss es nicht heissen, dass sie nur Dekoration ist – im Gegenteil. Es gibt Beispiele, wo Kunst die Architektur akzentuiert, ohne ihren Eigensinn zu verlieren.

WALTER TSCHUDIN Aber nur dann, wenn sie frühzeitig mitgedacht wurde. Ich sehe die Aufgabe der Kunst darin, auf intelligente Weise zum Nachdenken anzuregen. Das wird von einer Bauherrschaft am Anfang sehr wenig verstanden – es kostet nur Geld. Ein fruchtbares Projekt kann nur entstehen, wenn man im Sinne eines Workshop-Gedankenaustausches daran herangeht.

Fresken, Säulenkapitelle – in der Geschichte gehörte Kunst ganz selbstverständlich zu wichtigen Bauten. Wo ist dieser Gedanke verloren gegangen?

WALTER TSCHUDIN Historische Gebäude sind für mich Bilder, bei denen man mit der Ausgestaltung der Fassade etwas darstellen wollte. Das ist heute weniger so – man denkt rein funktional.

DANIEL R. HUNZIKER Ich sehe es nicht ganz so negativ; in den meisten Fällen, in die ich involviert war, wurde schon sehr früh an die Kunst gedacht.

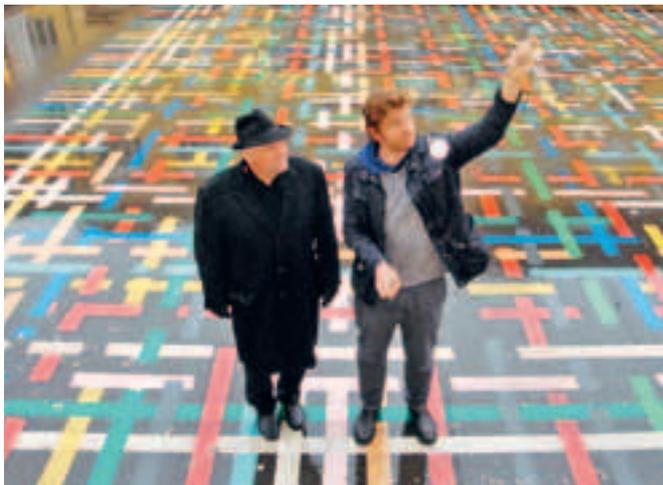
Oft steht die öffentliche Hand dahinter oder ein Finanzinstitut. Das wiederum bedeutet, dass fast immer auch eine politische Dimension hinzukommt. Es wird vonseiten der Auftraggeber auch abgewägt, was sich gesellschafts- oder firmenpolitisch vertreten lässt. Kunst am Bau-Projekte sind nie ganz losgelöst von repräsentativen Erwartungen. In der Praxis ist aber auch Folgendes problematisch: Heute sind Bauten technisch sehr komplex, nicht vergleichbar mit einem Projekt vor fünfzig Jahren. Beim Bauen gibt es absolut keine Musse. Als Künstler kommt man bei der Ausführung in einen genau getakteten Ablauf hinein, den man eigentlich nur noch stören kann. Und ja, am Schluss geht es um Kostenoptimierung, und auch da hat die Kunst einen extrem schweren Stand.

Kam es schon vor, dass du wegen Reglementen Arbeiten anpassen musstest?

DANIEL R. HUNZIKER Kunst am Bau-Projekte sind Auftragsarbeiten, d.h. auch als Künstler stehe ich in einem Auftragsverhältnis. Und wie überall, wo das so ist, bestimmen am Schluss diejenigen, die zahlen. Ich weiss also von Beginn weg, dass es ohne – zum Teil auch schmerzhaft – Kompromisse nicht gehen wird.

In der Regel sucht eine Kommission den Künstler aus, nicht der Architekt. Gibt es da Reibungspunkte?

WALTER TSCHUDIN Ich bin mir nicht so sicher, ob das Prinzip einer Kunstkommission oder eines Kuratoriums richtig ist, das eine Auswahl trifft, mit der man dann als Architekt leben muss. Bei «Vision Mitte» wollten wir als Projektleitung unter namhaften Künstlern einen Wettbewerb für Kunst im öffentlichen Raum lancieren, sind aber politisch gescheitert, weil man einen Wettbewerb machen wollte. Das Siegerprojekt war dann so abstrakt formuliert, dass man nicht wusste, was man für das viele Geld bekommen würde, und deshalb



wurde es beerdigt. «Vision Mitte» hat resigniert. Immobilien Aargau hat danach einen Wettbewerb lanciert: ... in der Ausschreibung steht, dass die Kunst in Lichthöfe gesetzt werden soll, die «weitgehend fertiggestellt» seien ...

WALTER TSCHUDIN Genau, also Kunst am Bau in einem sehr kleinen Bereich. Eigentlich wäre Kunst im öffentlichen Raum toll gewesen – es geht ja um eine grosse Campusanlage. Das Kulturprozent für Kunst am Bau wurde nicht berücksichtigt, und das wären bei 230 Millionen 2,3 Millionen für Kunst gewesen. In der Offerte der Totalunternehmer hat man nicht definiert, dass vom Gesamtbeitrag auch die Kunst bezahlt werden muss. Mit einem Swisslos-Beitrag hat man sich finanziell noch gerettet, aber das ist für mich das typische Beispiel, wo Kunst einfach noch in eine Baute abgefüllt wird.

Warum gehört in deinem Verständnis Kunst zu einem Bau?

WALTER TSCHUDIN Das Ganze soll das Gefühl geben, dass es «schön» ist. Etwas Schönes kann doch schon Kunst sein, ob es nun ein Raumgefühl ist, gutes Handwerk oder eine Installation, spielt doch gar keine Rolle.

DANIEL R. HUNZIKER Es gibt sehr unterschiedliche Strategien. Kunst ist ein weitverzweigter Diskurs, heute gibt es so viele Medien und Themenfelder, in denen gearbeitet wird. Kunst muss ja auch kein Objekt sein – es gibt z. B.

Künstler, die sich ausschliesslich mit Prozessen auseinandersetzen oder mit den sozialen Aspekten eines Projekts. In Anlehnung an Joseph Beuys, der jedem Menschen das Potenzial zuspricht, die Gesellschaft mitzugestalten.

Was ist deine Strategie?

DANIEL R. HUNZIKER Ich setze mich stark mit dem jeweiligen Ort auseinander, wobei der Ort ja nicht nur ein architektonischer Raum ist, sondern auch eine mentale Dimension besitzt. Ich arbeite abstrakt, geometrisch, aber meine kompositorischen Überlegungen sind immer von der mentalen Dimension des Raums unterfüttert. Zum Beispiel meine Arbeit für den Kulturweg Baden–Wettingen – Neuenhof: Was auf diesem engen Raum topografisch, historisch und sozial hineinspielt, ist absolut faszinierend. Für mich war zudem klar: Wenn ich dort ein Werk installiere, muss ich seinen Alterungs- und Verwitterungsprozess mitdenken. Mit diesem Aspekt und der Art, wie Kultur und Natur aufeinandertreffen, habe ich gespielt. Der dabei entstandene 35 Meter lange, in die Moosbewachung einer Betonstützmauer geritzte Schriftzug «Esel hat starkes Übergewicht», entstammt eins zu eins einem Zettel, der in unmittelbarer Nähe an einem Weidezaun hing. Dass diese doch eher «sperrige» Arbeit beim Publikum eine derart grosse Akzeptanz fand, hat wohl damit zu tun, dass sie auf einer ersten Ebene sehr unmittelbar wirkt.

WALTER TSCHUDIN Das ist das, was ich mit «intelligenter Arbeit» meine, dass sie etwas auslöst.

Im musealen Kontext spricht man von einer Aussage des Werks. Was soll Kunst am Bau beim Betrachter auslösen?

DANIEL R. HUNZIKER Wenn es nur um ästhetischen Genuss geht, reicht es für mich nicht. Es muss irgendwo eine Sperrigkeit geben. Diese muss nicht schockierend sein, ich persönlich habe es viel lieber, wenn eine Arbeit mir auf subtile Weise den Boden unter den Füßen wegzieht.

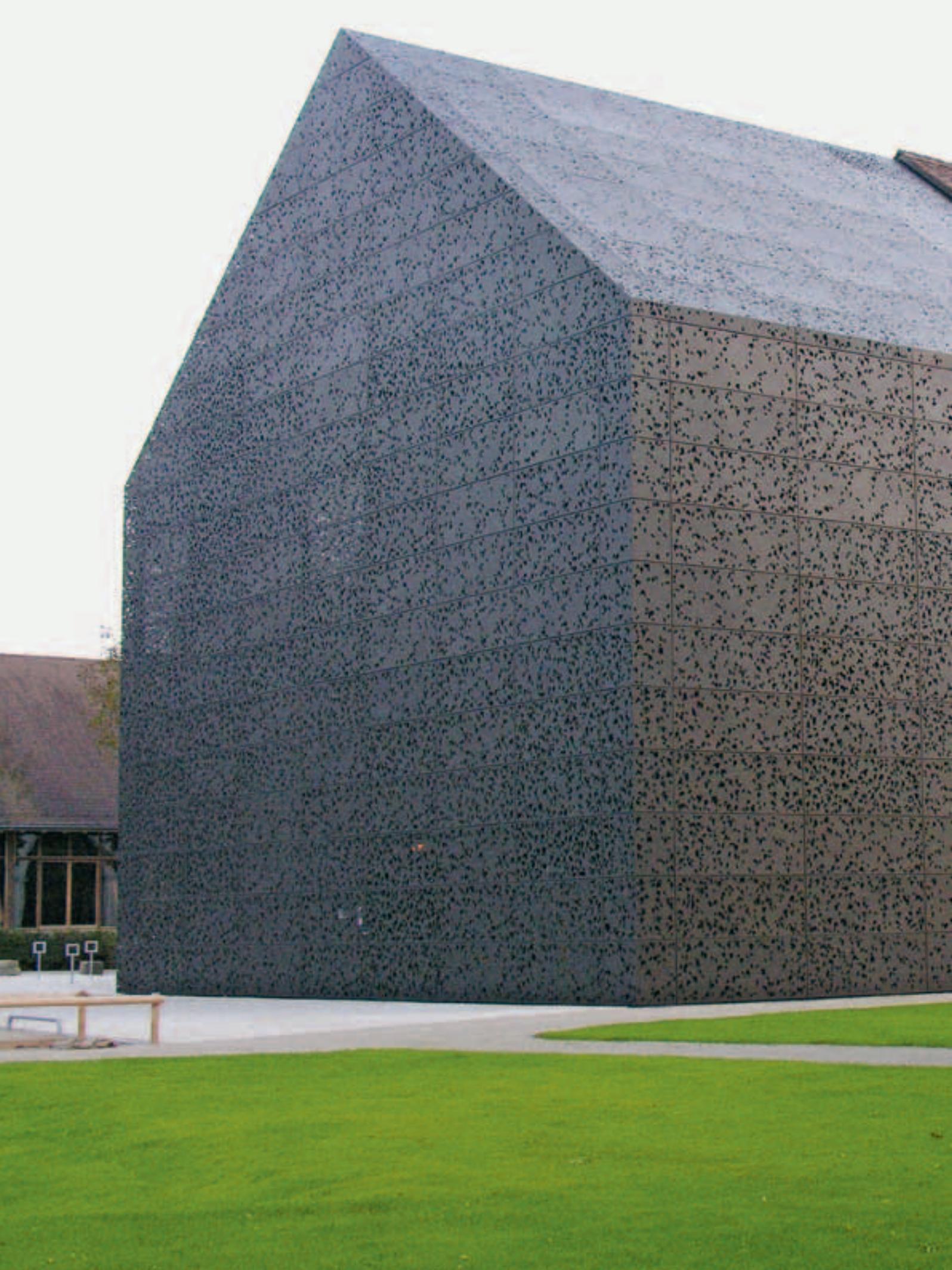
WALTER TSCHUDIN Darf man denn diesen Anspruch stellen bei Kunst, die alle Menschen in einem Gebäude betrifft? Da wäre ich mit einem Gefühl der Behaglichkeit und des Wohlbefindens zufrieden.

DANIEL R. HUNZIKER Dann stehen wir still. Als Künstler habe ich einen zusätzlichen Anspruch, da geht es auch um Wahrnehmung und Sensibilisierung. Vieles passiert unbewusst. Und wie bei allem ist es so, je mehr man darüber weiss, desto interessanter wird es. Nichts vermittelt sich einfach nur über die Sinne: Musik, Architektur, Kunst – alles gewinnt, wenn man sich damit auseinandersetzt und Bezüge herstellen kann.

Daniel Robert Hunziker, bildender Künstler. Eines seiner letzten Projekte, die Verlängerung des Horental-Tunnels beim Staffeleggzubringer (in Zusammenarbeit mit Ariane Epars), wurde zwar realisiert, durfte aber aufgrund des kontroversen Konzepts auf Anordnung der Geldgeber nicht publik gemacht werden.

Walter Tschudin, Mitinhaber des Architektur- und Planungsbüros Tschudin und Urech AG in Brugg, ist Architekt ETH und befasst sich mit Verkehrs- und Raumplanung. Er war Gesamtprojektleiter der Vision Mitte bis Ende 2011. www.arch-t-u.ch

Evelyne Baumberger hat Theorie der Gestaltung und Kunst an der ZHdK studiert. Seither ist sie als Kulturjournalistin tätig.





DIE UNBESESSENEN

Stubensofas, zerbeulte Couchs oder abgewetzte Sessel auf öffentlichem Grund abgesetzt: Die ausrangierten Möbel nehmen den gesellschaftlichen Platz in Beschlag und fügen ihm durch ihre Anwesenheit einerseits eine private, andererseits eine schon fast subversive Note hinzu. Die ortsfremden Sitz(un)gelegenheiten besetzen über Gebühr Raum, trüben – oder erleuchten? – die gewohnte Sicht und geben bei genauerer Betrachtung trotz oder gerade wegen ihrer beiläufigen Positionierung ein absurdes Bild ab. Nicht für die Strasse gemacht, wirken sie verloren, aber auch provozierend, vielleicht einnehmend oder abstossend – oder intim? Als temporäre Skulpturen gestalten sie den Raum vorübergehend mit und treten in einen Dialog mit ihrer Umgebung. Der Künstler Roland Herzog hat die vorgefundenen Situationen im städtischen Raum mit seiner Kamera eingefangen und zu einer Serie vereint.

Roland Herzog ist ein genauer Beobachter. Er findet im Kleinen die grossen Fragen, sucht und schafft mit seiner künstlerischen Arbeit kulturelle Zusammenhänge, welche über den konkreten Ort hinausgehen. In den meisten Werken nimmt die Natur in all ihren Erscheinungsweisen eine zentrale Stellung ein. Die künstlerischen Setzungen von Roland Herzog macht diese erfahrbar und stellt sie in eine sinnliche Verbindung mit dem Betrachter. Der Künstler, der gleichzeitig auch Zeichenlehrer ist und oft skulptural mit Gusstechniken arbeitet, hat schon mehrere Kunst und Bau-Arbeiten realisiert. Unter anderem hat er an der Kantonsschule Wettingen 2008 die Fassade der Löwenscheune gestaltet. Die monumentale Hülle aus gestanzten Aluminiumplatten wirkt massiv und leicht zugleich. Mit ihrer floralen und teilweise durchlässigen Ornamentik nimmt sie einerseits Bezug zur historischen Gartenanlage des Klosters und schafft andererseits durch ihre Dimension und Materialität ehemaligen Scheune ein zeitgenössisches Gegenüber.

www.rolandherzog.ch

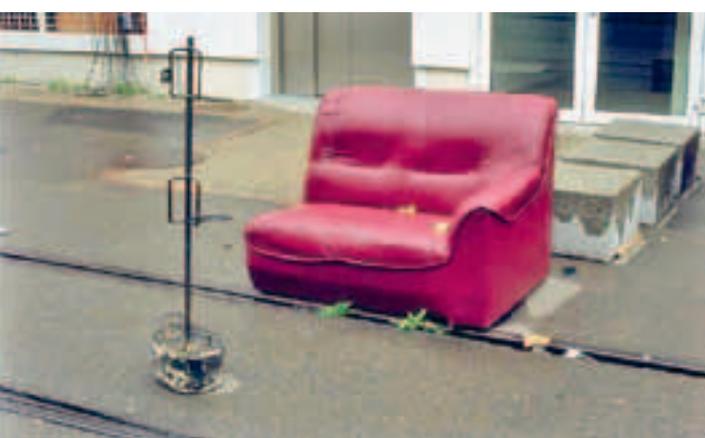
Seite 32/33

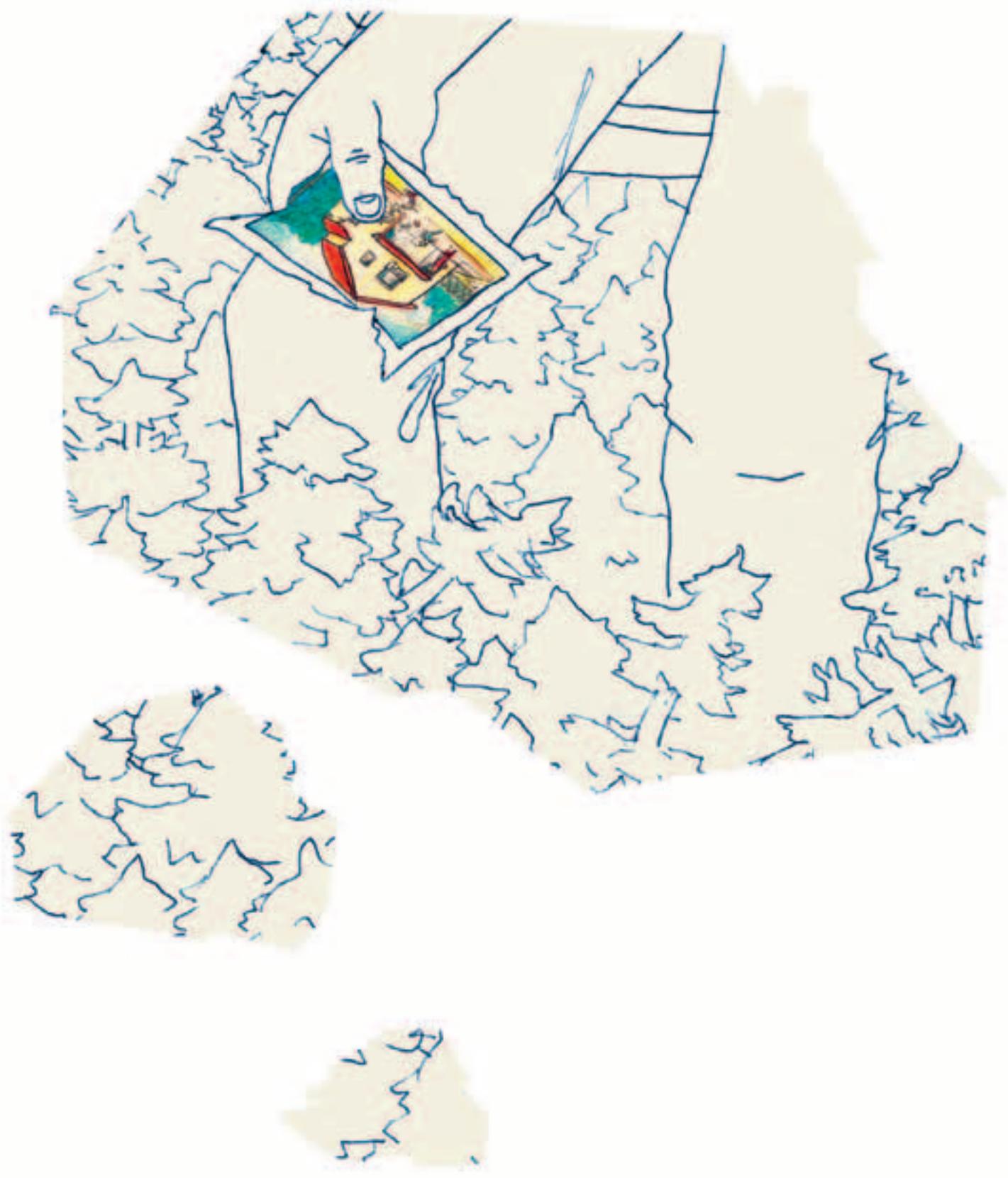
Roland Herzog, Die Unbesessenen, 2002–2006.

Seite 30/31

Roland Herzog, Ornament 2008. Perforierte Aluminiumfassade Mensa Kantonsschule Wettingen. Architekten mlzd Biel, Bauherrschaft Kanton Aargau, Kunst und Bau.







IMMOBILIENBLASE

VON JENS NIELSEN

Früh am Morgen, wenn ich nach Hause komme, habe ich es schwer. Doch. Ich habe es schwer, weil ich mich irre. Das sei doch mein Problem, so wird man sagen. Klar, das stimmt. Und doch, sich irren ist verbreitet. Wie der Irrtum alle uns verfolgt ein Leben lang. Ich bin da nur ein Beispiel. Ich arbeite nachts. Und am Morgen komme ich zu Fuss nach Hause. Und wie ich vor meinem Haus im Garten stehe, ist das Haus zu klein. Nicht nur ein wenig, sondern viel zu klein. In der Proportion sieht alles zwar noch gleich aus. Aber das ganze Haus ist nicht mehr grösser als ein – ja, wie soll ich sagen. Das Giebel-dach mit dem Kamin erreicht die Höhe meiner Knie. Ich kann da nicht hinein, denke ich und habe Recht. Ich kann nur von aussen, sozusagen einen Blick noch werfen. Dazu muss ich auf den Boden knien vor dem Haus. Und durch die Fensterfront, die von der Veranda einen Blick ins Wohnzimmer erlaubt, schaue ich hinein. Meine Knie drücken dabei in den Rasen. Mit einer Hand stütze ich mich in den Blumenbeeten ab, mit der andern Hand auf der Garage. Die Garagenmauern bröckeln. Gulliver kommt mir in den Sinn. Aber Gulliver ging in die Fremde. Erst dort war er zu gross. Ich aber bin zu Hause. Also wäre. Ich halte den Kopf tief und etwas seitlich. Mein Gesicht auf der Veranda. Ich fühle die raue Trockenheit der Holzplanken an meinem Kinn. Auf die Grösse unserer Veranda war ich einmal stolz. So schaue ich in unser Wohnzimmer. Wie das aussieht. Brav, gemütlich. Diese Möbel. Die Gardinen. Wozu Gardinen. Gardinen sind wie Krawatten, sie hängen einfach da. Meine Frau hat alles eingerichtet. Meine Sachen sind im Keller. Mein Eigensinn, meine Skulpturen, alles weggesperrt. Meine Frau sitzt mit einer Tasse Kaffee auf der Couch. Sie liest, die Beine hochgezogen. Unsere Kinder spielen vor ihr auf dem Teppich. Ihre Kleider sind ganz neu. Warum immer neue Kleider für die Kinder, saisonal von Kopf bis Fuss. Und wie klein sie alle sind. Sie haben ohne mich gefrühstückt. Hallo? Aber sie hören mich nicht. Sie sehen mich nicht. Wie kommt das, wo ich doch so gross bin? So schaue ich in unser Haus und denke nach. Bis meine Beine wegen meiner Körperhaltung eingeschlafen sind. Ich verlagere mein Gewicht, da kracht die Garage unter meiner Hand zusammen. Das Auto meiner Frau zerdrückt. Aber niemand hört den Lärm. Unser Sohn rennt auf dem Teppich um sein Schwesterchen herum. Meine Frau sagt etwas, sie lachen. Ich stehe auf und schaue mich um. Das Haus steht leicht erhöht auf einer Lichtung. Rund herum ist Wald. Das überrascht mich. Es ist gar nicht meine Art, im Wald zu wohnen. Ich wohne eher in der – ja, anderswo. Mein Haus aber steht im Wald. Und wo ist die Stadt, in der ich arbeite? Der Wald ist niedrig, fällt mir auf, er passt proportional zum Haus. Alles passt, nur ich nicht. Die Wipfel der Bäume sind auf meiner Gürtellinie. Dabei ist das

kein junger Wald. Die Bäume sehen alt und knorrig aus. Ich wohne also in einem alten Wald, denke ich. Das bedeutet etwas. Und ich habe keinen Platz in meinem Haus und keine Nachbarn. Warum habe ich das Haus nicht gross gebaut? Warum komme ich nach Hause, wenn mich niemand kennt? Warum habe ich so eine kleine Frau geheiratet? Und die Kinder, sehen aus wie gezeichnet. Ich könnte sie verlassen, kommt mir in den Sinn. Ich könnte alles stehen lassen, leben lassen, gehen. Meine Familie würde das erschrecken. Aber wenn ich bleibe, erschrecken sie auch. Ich gehe ein paar Schritte. Soweit ich sehen kann ist Wald. Am Horizont ist ein Gebirge, es ist schneebedeckt. Die Sonne scheint angenehm warm. Es könnte etwa neun Uhr morgens sein. Bei jedem meiner Schritte knicken Bäume um. Ich reisse ein paar von ihnen aus, um etwas Platz zu machen. Und setze mich in meinen Wald. Moment jetzt, denke ich, was soll das heissen, mein Wald? Doch, es stimmt. Der ganze Wald gehört mir. Ich bin Landbesitzer. Und ich sitze jetzt im Schneidersitz, den Kopf knapp über den Baumkronen. Sie sehen aus wie eine Oberfläche. Unser Haus ist in der Nähe. Meine Frau hat die Tür geöffnet. Sie steht auf der Veranda. Die Kinder spielen auf dem Rasen. Sie ruft ihnen etwas zu. Diese Stimme, denke ich, das ist keine Stimme, das ist ein Fiepen ist das. Und die Abdrücke meiner Knie im Rasen, wundert sie das gar nicht? Die sind gross wie Mulden. Die kaputten Blumenbeete sieht sie nicht, die zertrümmerte Garage. Dich bringt auch gar nichts aus der Ruhe. Ich sollte einen Scheidungsantrag. Das Sorgerecht der Kinder kannst du haben. Ich will die Kinder nicht, die mich nicht sehen. Und wenn die Kinder gross sind. Aber die werden nicht gross, nicht in hundert Jahren. Ich habe Spielsachen gezeugt. Meine Frau hat abgenommen. Wo ist das Gewicht meiner Frau? So sitze ich und denke nach. Den ganzen Tag lang bis es Abend wird. Dann stehe ich auf und gehe. Bis morgen.

Jens Nielsen ist als Däne in Aarau geboren und lebt heute als freier Autor, Schauspieler und Sprecher in Zürich und Berlin. Er gründete zusammen mit Aglaja Veteranyi die Theatergruppe «Die Engelmaschine». Seit 2007 ist er Hausautor der Theaterformation Trainingslager.

Die Illustration zum Text von Jens Nielsen ist von Simone Bissig. Simone Bissig hat an der Hochschule für Gestaltung Luzern Illustration studiert. Sie lebt und arbeitet als freie Illustratorin in Baden.

KOSMOS KUNSTSCHAUFENSTER



Vitrinen sind grundsätzlich geschützte Behälter, die den Blick von mindestens einer Seite auf die im Innern aufbewahrten Gegenstände öffnen. Behörden benutzen Vitrinen für die Veröffentlichung von amtlichen Mitteilungen, Vereinen dienen sie als Fahnen- oder Trophäenkästen zur Schaustellung von ausgewählten Objekten aus dem eigenen Besitz. In Museen sind sie Teil von Ausstellungsinstitutionen und Kulturinstitutionen kennen sie als Teil der Öffentlichkeitsarbeit, wo sie im öffentlichen Raum auf das laufende Programm aufmerksam machen.

Brutkasten, Schaukasten, Schaufenster, so nennen Kulturinstitutionen ihre Vitrinen, die vor den Häusern oder in den Gängen vor den Aufführungssälen eingerichtet sind und an denen die Blicke beim Vorbeigehen hängen bleiben: eine nette Unterbrechung des hektischen Treibens auf dem Weg zur Arbeit oder zur Kulturveranstaltung. Hier lauern Objekte, die ein Gehäuse erhalten haben, auf den Augenblick, in dem man sozusagen nicht acht gibt.

Künstlerinnen und Künstler, erhalten Aufträge und somit die Möglichkeit, sich zu präsentieren und eine Vitrine für eine bestimmte Zeit zu bespielen. Die räumliche Begrenzung des Ausstellungsgefässes erlaubt ökonomisch effektives Arbeiten und den Verzicht auf grosse Effekte.



Die Metron AG in Brugg stellt den «Brutkasten» halbjährlich einem Künstler oder einer Künstlerin zur Verfügung. Vorgabe für die Gestaltung des kleinen Innenraums ist ein von den Metron-Mitarbeitenden bestimmtes Wort. Der Sternensaal in Wohlen nennt sein eigenes Kunstprojekt «SCHAUKasten», der für die Dauer einer Saison installiert bleibt. In vielen weiteren Kulturinstitutionen - wie beispielsweise im KiFF in Aarau - bewirbt ein gestaltetes Schaufenster eigene Veranstaltungen. Deko-Teams sind hier am Werk.

Vergleichbar mit kleinen Leuchtfischen, die in die Finsternis der Tiefsee ausstrahlen, senden Kunstschaukasten Lichtblitze in den öffentlichen Raum.

SCHAUKasten von Anita Mendler im Sternensaal Wohlen, Saison 2012/13. Foto: Anita Mendler

Brutkasten von Beat Zoderer, «Hülle braucht Inhalt. Inhalt braucht Hülle» vor dem Hauptsitz der Metron in Brugg, November 2012 bis Mai 2013. Foto: Metron

AUF DEM LAND

VON CHREGI HANSEN

So ist das eben. Mit der Kultur auf dem Lande. Da muss ein berühmtes Ensemble eventuell auch mal vor halbleeren Rängen spielen. Weil nebenan der Seilziehclub zum Lotto lädt. Oder der Unterhaltungsabend des Männerchors ansteht. Oder noch schlimmer: Weil die Leute lieber zuhause auf dem Sofa sitzen und «Wetten dass» schauen.

Stopp. Das sind natürlich nur Vorurteile. Auch die Menschen auf dem Land haben Freude an der Kultur. Mehr noch: Unter den ersten vom Kanton zu kulturellen Leuchttürmen erkorenen Institutionen und Orte waren gleich deren zwei aus dem Bezirk Muri. Sogar das mausarme Wohlen investiert jetzt, unterstützt vom Kanton, viel Geld in sein neues Strohmuseum. Das Freiamt wird damit zum Kulturparadies. Mit Angeboten, die weit über die Kantonsgrenze hinausstrahlen.

Doch so ist das eben mit «Leuchttürmen». Sie dienen in erster Linie den Fremden von ausserhalb. Die Menschen in ihrer Nähe bleiben im Dunkeln. Werden

kulturell nicht erleuchtet. Wollen das vielleicht auch gar nicht. Denn diese Kultur muss nicht ihre Kultur sein. Nichts gegen das Künstlerhaus Boswil, das Kloster Muri oder das Strohmuseum. Aber deren Kultur ist oft elitär und meist rückwärtsgerichtet. Ein Blick in die Vergangenheit. Mit Kammermusik, Orgelkonzerten, historischen Ausstellungen. Das Leben heute findet nicht statt. Modernes hat kaum Platz. Das Freiamt nur selten.

Und Hand aufs Herz: Gehört zu einem guten Essen nicht auch das passende Ambiente? Will ich wirklich im gleichen Saal ein hochkarätiges Orchester erleben, in dem ich eine Woche zuvor über die Sanierung der Kanalisation abgestimmt habe? Will ich beim Lauschen eines Klaviersolos den Traktor draussen vorbeituckern hören? Der Freiamter kennt das ländliche Ambiente. Es kann ihm nicht als zusätzlicher Trumpf verkauft werden wie etwa einem Stadtzürcher oder -berner.

Der Freiamter mag Kultur. Er fährt dafür sogar weg, etwa ins KKL. Ist er also

undankbar, wenn er Angebote in nächster Nähe ausschlägt? Aber halt, das tut er gar nicht. Er schlägt nicht aus, er wählt aus. Und sucht einen Bezugspunkt. Das sind nicht unbedingt grosse Namen. Sondern vertraute Gesichter. Ein Philipp Galizia füllt die Säle im Freiamt, weil man ihn kennt. Der Sternensaal in Wohlen erreicht ein Stammpublikum, weil dort Menschen von hier leidenschaftliche Arbeit verrichten. Stephan Diethelm hat Erfolg mit seiner Konzertreihe, weil spürbar ist, dass die Musiker gerne nach Muri kommen. Und Freilichtspiele sind immer ein Erfolg im Freiamt, egal ob in Bünzen, auf dem Klosterhof oder vor dem Schloss Hilfikon.

Weil das unsere Welt ist. Mit Menschen von hier, die sich hier engagieren. Das gefällt dem Freiamter. So ist es eben, bei uns auf dem Land.

Chregi Hansen, stv. Chefredaktor
Wohler Anzeiger / Bremgarter Bezirks-Anzeiger.

KAL KOR
TREUHAND
www.kalkor.ch



Tel. Küttigen
062 827 03 30
Tel. Aarau
062 823 16 70

**Bei Energiefragen und
Elektroinstallationen
geben wir den Ton an.**



Mit Energie bereit für morgen
www.swl.ch

atelier
tanja bykova

kurse zeichnen
 tusche
 malerei

www.atelier-bykova.ch
aarau 062 824 49 39
pelzgasse 4



Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

School of
Management and Law



Info-Veranstaltung
MAS Arts Management
DAS Fundraising Management

.....
Dienstag, 16. April 2013
Restaurant Au Premier im Hauptbahnhof Zürich
.....

ZHAW School of Management and Law
Zentrum für Kulturmanagement – Telefon +41 58 934 78 54
Weitere Infos: www.zkm.zhaw.ch

Building Competence. Crossing Borders.

Zürcher Fachhochschule



FRIEDRICH SCHILLER
DIE DON CARLOS
SOLOTHURN AN DER BASELSTADT
UND AM THURGAU

THEATERTAGHT
AN DER BASELSTADT
UND AM THURGAU

FRIEDRICH SCHILLER
Don Carlos

Regie: Katharina Rupp, Theater Biel-Solothurn

Dienstag, 12. Februar 2013
20 Uhr, Stadtsaal Zofingen

Werkeinführung um 19:15 Uhr

Vorverkauf 062 745 71 72
www.kulturzofingen.ch

ANZEIGE

ALLE VERANSTALTUNGEN AUF
WWW.JULIMAGAZIN.CH

Datenmanagement
Korrektorat und Lektorat
Layout- und Bildkompetenz
Neue Medien
Print
Weiterverarbeitung



EFFINGERHOF AG

Storchengasse 15
CH-5201 Brugg
T +41 56 460 77 77
F +41 56 460 77 70
info@effingerhof.ch
www.effingerhof.ch



Medienwerkstatt seit 1864

Lernen Sie unsere Dienstleistungen für Medienproduktionen kennen.